

Gottfried Liedl

Das Iberische Modell. Minoritätenpolitik zwischen Mittelalter und Neuzeit

Online-Version*

Wer heute *El País* oder eine andere spanische Zeitung aufschlägt, braucht nicht lange zu suchen – oder zu lesen –, um die Nichtexistenz von »Spanien« vor Augen geführt zu bekommen. Vom Baskenland bis Katalonien, den Balearen und Valencia stehen die Zeichen auf Sturm: verweigert wird eine Identität, an der schon der Kulturphilosoph und Mentalitätsforscher Américo Castro seine begründeten Zweifel hatte.

Ein anderer Kulturhistoriker, Maurice Aymard, könnte dazu die passende Bemerkung beisteuern: »Die nicht zu verwirklichende [gesellschaftliche, G.L.] Einheit soll wenigstens im Rahmen der Nationalstaaten Gestalt annehmen; doch selbst in diesem bescheidenen Kontext bleibt sie unvollkommen, so als ob sie sich, zu ihrer Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung, periodisch Feinde schaffen müsste, die es auszustoßen gilt.« (Aymard 1989: 69f.) Dieser Expertise zur *Condition humaine* kann in Bezug auf das Iberische Experiment der Katholischen Könige und ihrer Nachfolger, der Spanischen Habsburger nur zugestimmt werden. Die Zwangschristianisierung und spätere Vertreibung ihrer ehemals muslimischen Untertanen – der sogenannten Mauren beziehungsweise Morisken – wird denn auch immer wieder unter dem Aspekt der frühmodernen Nationalstaatlichkeit gesehen und interpretiert (sozusagen nach dem französischen Modell einer höfischen Zentralisierung des Herrschaftsbereichs und Vereinheitlichung all seiner Bewohner in sprachlicher, aber auch konfessioneller Hinsicht). Dies ist die traditionellen Sichtweise vom »Aufstieg Spaniens« im 16. Jahrhundert. Dazu gehört die Darstellung der Reconquista als einer unbeirrt aufs moderne Ziel des National- beziehungsweise Fürstenstaates zusteuernenden Ereigniskette, deren letztes Glied mit sozusagen historischer Notwendigkeit *la expulsión* gewesen sei. Die Vertreibung der Juden und Mauren aus einem geeinten Spanien, dessen *limpieza* – Reinheit, Reinrassigkeit – dann quasi nur die andere Seite besagter Vereinigung war. Ein Kollateralschaden.¹

Diese Vorstellung ist übrigens auch einer aufgeklärten Historiographie zu eigen. Als Negativfolie für Humanität – Signum der modernen Denkungsart, die vor solchen Hintergründen hell erstrahlt – eignet sich der Hinweis auf jene Vertreibungspolitik recht gut. Die *Leyenda negra*, die Propagierung eines Spaniens der schwärzesten Unsäglichkeiten durch die humanistisch Guten, hat mindestens so viele Konstrukteure, Interpreten und Propagandisten wie das, wovon sie sich absetzen zu können meint: die Erzählung vom »gesäuberten«, vom religiös und national wieder erstandenen christlichen Spanien. Es mag somit nicht überraschen, dass selbst ein gegen die eigene – hugenottische – Minorität wenig zimperlicher Kardinal Richelieu den propagandistischen Mehrwert vertriebener Juden und Mauren viel zu augenfällig fand, um auf ein außenpolitisch derart praktisches Propagandainstrument zu verzichten. (Kuffner 2010: 136) Eine historische Rekonstruktion der zeitpolitischen Umstände mag geeignet erscheinen, die skandalösen Fakten von diesem propagandistischen Überschuss zu befreien, indem sie versucht,

* [Zitiervorschlag] Gottfried Liedl: Das Iberische Modell. Minoritätenpolitik zwischen Mittelalter und Neuzeit. Online-Version (2017)

¹ Auch renommierte Historiker scheinen vor diesen Trübungen des Blicks nicht gefeit zu sein – vgl. Pérez 1989

die involvierten Parteien – Handelnde wie Behandelte, Treibende und Getriebene – vor dem Hintergrund ihrer sozialen und politischen Lage und Interessenslage zu beurteilen. Um von der Situation als einem Modell – dem Iberischen Modell – sprechen zu können, muss man auch die lange Vorlaufzeit besagten Skandalons der Zwangskonvertierung und der Vertreibung beschreiben und in Rechnung stellen. Man wird dabei sehen, wie ein Jahrhunderte altes Modell des Interessenausgleichs und der Balance zwischen Herrschenden und Beherrschten, Mehrheit und Minderheiten, konfessioneller und säkularer Interpretation in erstaunlich kurzer Zeit gekippt ist, sich in sein Gegenteil verwandelt hat.

Das Iberische Modell: Convivencia und der Richter der Grenze

Lange bevor sich aus den zerstrittenen Reichen auf der Iberischen Halbinsel durch dynastische Zusammenführung das politische Setting eines vereinten kastilisch-aragonesischen Königreichs herauskristallisiert, existiert ein anderes, nicht weniger erfolgreiches und mindestens so dauerhaftes Setting, gebildet aus einer hochkomplexen Mixtur von Krieg und Frieden, ein Nebeneinander der Herrschaftsgebiete, Religionen und Kulturen auf der Iberischen Halbinsel, ein politischer Kompromiss zwischen Christen, Juden und Muslimen, *convivencia*, »Zusammenleben« genannt.

Auf den ersten Blick erscheint dieses Dispositiv wie simple Realpolitik. Der Arabist Leonard Patrick Harvey hat denn auch eine suggestive Erklärung für die merkwürdig entgegenkommende Haltung christlicher Könige in Kastilien, Aragón und Navarra, was ihre Untertanen muslimischen Glaubens (und, nach diesem Bilde, auch ihre jüdischen Untertanen) betrifft: »Die fortdauernde Präsenz eines unabhängigen muslimischen Staates [auf der Iberischen Halbinsel] hatte die in letzter Instanz entscheidende Garantie gebildet, dass Muslimen auch sonst überall mit einem gewissen Respekt begegnet wurde«. (Harvey 1990: X, Einleitung) Dieser Argumentation folgt – freilich in paradoxer Torsion – Katharina Kuffner, wenn sie die »perfide« Behandlung der 1492 um ihren Staat gebrachten Mauren nicht als *Verletzung* sondern als *logische Verwirklichung* des innersten Sinns jener *capitulaciones* dechiffriert, in denen die Katholischen Könige den um Frieden ansuchenden Bewohnern von Granada freie Religionsausübung und ein Leben gemäß ihren Gewohnheiten und Sitten garantiert zu haben schienen. Es liege in der Natur der Sache – einem durch Friedensverträge (*capitulaciones*) bloß temporär unterbrochenen Krieg in Permanenz –, dass das vielhundertjährige Zusammenleben von Christen und Mauren in Wahrheit immer nur Zusammenleben auf Zeit gewesen sei, ein aufgehaltenes Schwinden. »Man kämpft gegeneinander, man schließt Frieden. Parallel dazu läuft auf beiden Seiten die den Feind diffamierende Propaganda weiter. Man versichert einander die besten Absichten und hält sich auch an Abmachungen, solange es nützlich erscheint. Dann kämpft man weiter: ein langer und langsamer Krieg, ein Krieg auf Sparflamme, dessen Resultat das allmähliche Verschwinden der einen Seite, der Mauren, in Spanien ist.« (Kuffner 2005: 61)

Mit diesem Theorem vom Krieg in Permanenz wäre aber nicht viel gewonnen: man hätte lediglich der nachträglichen Interpretation der Christen beigeplichtet, dass alles schon vom ersten Tage an geklärt und der 2. Januar 1492 nur der überfällige Beweis war für die von der Geschichte längst festgestellte Rechtmäßigkeit der Reconquista als des Zurückholens einer entwendeten Sache. Was wir bei dieser Vorstellung einer *capitulación* als Schmutz- und Deckblatt für das Buch des Krieges beinahe vergessen hätten, ist die faktenhistorisch

unwiderlegbare Existenz längst unterworfenen muslimischer Untertanen christlicher Könige auf der Iberischen Halbinsel. Kein Krieg wird da geführt, geschweige denn zu Ende geführt. Die Muslime und Juden von Toledo, die *moros horros* (»freien Mauren«) von Hornachos, die Bewohner von Tudela im Königreich Navarra, sie alle lebten schon seit Hunderten von Jahren als gute muslimische Untertanen christlicher Könige, bevor im ausgehenden 15. Jahrhundert mit der *Guerra de Granada* eine vermeintliche beziehungsweise behauptete Reconquista in ihre – damals übrigens alles andere als garantierte – Schlussphase trat. Und was die Krone Aragón, also König Ferdinand selbst betrifft: war nicht ein gutes Fünftel seiner Hausmacht – das Königreich Valencia – in Wahrheit immer noch *Dar ul-Islam*, ein Land, in dem die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung der Lehre des Propheten folgte? Vielleicht sollten wir Katharina Kuffner Unrecht und dem »großen Lea« (Kuffner 2005: 61) Recht geben: was da unter den Katholischen Königen begann, war auch und gerade für das Institut der *capitulaciones* eine »inconsistency« (Lea) und nicht dessen »Logik« (Kuffner).² Ein Paradigmenwechsel, der auch in Spanien das konfessionelle Zeitalter eingeläutet hatte. Man wird also noch einmal den Weg durch die Jahrhunderte zurück gehen müssen. Bis zu jenem Punkt, an welchem Américo Castro auf ein Phänomen stößt, das »tatsächlich zählt – und worauf es die ganze Aufmerksamkeit zu richten gilt, [...] die unleugbare Tatsache, dass es die Gesellschaft in den christlichen Reichen selber war, die sich als Spiegelbild des Andalusien der Emire und Kalifen gestaltet und hergestellt hat.« (Castro 1990: 190) Für das sozial- und religionspolitische Setting eines *convivencia* genannten Umgangs mit Minderheiten bietet sich dann als Schlüssel ein Begriff aus der islamischen Kultur an, *Dhimmi* – jener Status von Schutzbefohlenen, der den beiden unterworfenen Monotheismen Judentum und Christentum in der *Dar ul-Islam* (im »Haus des Islam«) zukommt: eine eigene Sphäre garantierter Religionsfreiheit und rechtlicher Autonomie, lediglich eingeschränkt durch die prinzipielle Überlegenheit der islamischen Staatsmacht. Die christlichen Eroberer polten dieses System um, sie definierten ihre neu erworbenen muslimischen (und jüdischen) Untertanen so, wie sie selbst einst definiert waren: als *Dhimmi*, Schutzbefohlene. Natürlich ist das noch nicht Laizismus im Sinne der Aufklärung. Doch dadurch, dass das *Dhimmi*-Prinzip jetzt nicht nur von islamischen sondern auch von christlichen Mächten angewendet wurde, kam es nolens volens zu seiner Verallgemeinerung, die vielleicht, wenn dieses Prinzip im Konfessionellen Zeitalter nicht für Jahrhunderte sistiert worden wäre, zu echten Minderheitenrechten geführt hätte.

Als die mittelalterlichen Monarchen der Iberischen Halbinsel das *Dhimmi*-Prinzip von ihren muslimischen Gegenspielern übernahmen, wurden sie mit den Insignien einer religiösen Autorität bekleidet, die so paradox war, dass sie den orthodoxen Wächtern ihrer Zeit gar nicht auffiel. Insofern er nämlich Fürst – Anführer und Schutzherr seiner Gefolgsleute und Untertanen – ist, hat auch der christliche Herrscher für die Orthodoxie nicht bloß seiner eigenen sondern auch der beiden anderen Monotheismen – des jüdischen und des muslimischen – Verantwortung übernommen. Sehr schön kommt das in einem mittelalterlichen Dekret aus Kastilien zum Ausdruck, in welchem der König seinen jüdischen Untertanen nicht nur zugesteht, »alle Bücher zu lesen und zu besitzen, die ihrem religiösen Gesetz, so wie es ihnen durch Moses und die anderen Propheten gebracht worden ist, entsprechen«. Darüber hinaus befiehlt er ihnen Orthodoxie. Der christliche Fürst als Hüter eines orthodoxen Judentums hört sich so an: »[Wir verbieten euch] die Lektüre aller Bücher, die sich mit dem [mosaischen] Gesetz in der Absicht beschäftigen, es zu widerlegen, es schlecht zu machen oder zu verändern. Weder offene Lektüre noch heimlicher Besitz derartiger Bücher sei erlaubt, und wenn jemand solche Bücher aufspürt, soll er sie vor den Pforten der Synagoge öffentlich verbrennen.«³ Das kann man als Indirect Rule

² Kuffner bezieht sich hier auf Henry Charles Lea, *The Moriscos of Spain: their conversion and expulsion*

³ Königliches Dekret aus dem 13. Jahrhundert: Los Códigos españoles, Ley I, tit.II, lib.IV, zitiert nach Castro 1990

bezeichnen. Vor allem aber ist es ein Dispositiv, worin der Fürst zum Schiedsrichter einer gleichsam universellen, in drei Formen auftretenden Religiosität gemacht wird. Folglich fallen in diesem System Politik und Religion nicht wie sonst überall im mittelalterlichen Europa in eins zusammen sondern sind deutlich von einander geschieden. Unter diesem Aspekt kann man das iberische Modell vielleicht sogar tatsächlich als ein krypto-säkulares, wenn nicht sogar »aufgeklärtes« Modell bezeichnen. Aber zuallererst ist es ein intrigantes Modell, wobei die Intrige der Macht darin besteht, Untertanen und Gefolgsleute in einer Art Überkreuzregel der Botmäßigkeit und des Hasses gegen einander auszuspielen. An der Politik eines nur auf den ersten Blick unbedeutenden Staates auf der Iberischen Halbinsel – des nordspanischen Königreichs von Navarra – lässt sich zeigen, wie das System im selben Atemzug die christlichen Untertanen auf die Feindschaft gegen die Andersgläubigen verpflichtet, während es gleichzeitig den Schutz der eigenen nicht-christlichen – jüdischen und muslimischen – Untertanen garantiert.

Als Philipp von Navarra, Graf von Evreux, Angoulême, Mortain und Longueville, der durch seine Heirat mit Juana Herr über Navarra geworden war, seine Teilnahme an einem Kreuzzug gegen die von den Mauren beherrschte Stadt Algeciras bekannt gibt, fordert er in einem Edikt von den Behörden geeignete Maßnahmen, um sicherzustellen, dass »die Kreuzritter auf ihrem Zug gegen die Mauren den Mauren von Tudela [also seinen eigenen muslimischen Untertanen] kein Leid antun.«⁴ Denn Philipp von Evreux ist ja nicht nur einfach Herr über Schutzbefohlene, sondern *Amir ul-muslimin*: dieser aus der politischen Sphäre des Islam stammende Begriff definiert die Rechtmäßigkeit von Herrschaft vor der Folie einer Staatsmacht, die sich als »Anführer der Gläubigen« zu verstehen und bewähren hat. Mag er nun so christlich sein, wie er will – Philipp von Evreux war als König von Navarra auch der Emir seiner Muslime. Er trägt als christlicher Fürst für die Reinheit der Lehre und den Glaubenseifer von Muslimen und Juden Verantwortung. Speiste sich aus dieser ideologischen Ironie des Iberischen Modells womöglich auch jene für das spanische Mittelalter immer wieder festgestellte religiöse Gleichgültigkeit, von der Américo Castro gemeint hat, dass sie »einen Spanier des 17. Jahrhunderts zutiefst erschreckt hätte«?

Auf Seiten der spanischen Araber gibt es eine Bezeichnung, die das innere Geheimnis des »christlichen Sultans« sozusagen ausplaudert: sie nannten den speziellen Richter, der – im Namen des Königs beziehungsweise des muslimischen Sultans – in jenen Fällen Recht spricht, wo die Kontrahenten unterschiedlicher Konfession sind, *Qadi bayna l-muluk*, »Richter zwischen den Königen«. Mit dieser Bezeichnung wird auf eine Anomalie gezeigt, worin sich dieser »Juez« oder »Qadi« über alle bekannten internationalen Gerichtshöfe hinaushebt: weil bei dieser Form der Rechtsprechung ausgesprochen paradox Recht gesprochen wird, nämlich im wahrsten Wortsinn nach zweierlei Maß. Der »Juez de la Frontera« war eine juristische Doppelinstanz, bestehend aus jeweils einem christlichen und einem muslimischen Richter, welche abschnittsweise für die Rechtssicherheit an der Grenze zweier Königreiche zu sorgen hatten. Dies taten sie jedoch »über Kreuz«, also auf intrigante Art und Weise: der *Kläger* hatte jeweils zum Richter der *anderen* Religion zu gehen, womit nicht nur der Rechtsgrundsatz »in dubio pro reo«, im Zweifel für den Angeklagten Genüge getan war, weil dieser dem Richter seines *eigenen* Rechtssystems gegenüber saß. Schwerer wog vielleicht die zweite Konsequenz: dass der Streitlust und der Querulanz – personifiziert im Kläger – gerade in Friedenszeiten nach Tunlichkeit ein Riegel vorgeschoben war. Vom Standpunkt der Könige war dieses gedoppelte Rechtsinstitut ein vorrangig *innenpolitisches* Instrument zur Kontrolle unbotmäßiger Elemente im jeweils eigenen Rechts- und Machtbereich.

⁴ Edikt von 1341, zitiert nach García-Arenal 1984: 43

Dem *Qadi bayna l-muluk* hat man stets nachgesagt, dass seine Logik intrigant sei. Man hatte wohl Recht damit. Wenn Intriganz jenes Verhalten darstellt, das seine Ziele auf paradoxem Wege erreicht, dann tut das ja genau die Logik, nach welcher die Instanz »Richter zwischen den Königen« Recht spricht. *Beide* Seiten – Christentum *und* Islam – werden verlassen (man könnte auch sagen: sie werden relativiert), sobald man das eine mit dem andern vertauscht. Man sitzt – und das im Wortsinn – über beide Seiten zu Gericht. Solche Freiheit braucht als Fundament ein übergreifendes Drittes, zum Beispiel die Vorstellung eines selbst nicht weiter ableitbaren Rechts, worin die praktische und politische Vernunft der Herren mehr gilt als Glaube und Sitte ihrer Völker. Dazu wiederum ein Beispiel.

Im Jahre 1416 gab es in Navarra einen aufsehenerregenden Prozess. Aisha, die Frau eines gewissen Mahoma Matarran aus Ablitas, einem kleinen Dorf, hatte mit einem Christen aus der Nachbarschaft ein Verhältnis angefangen. Ihr Mann ging aber nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, zum zuständigen Qadi sondern zur christlichen Obrigkeit. Der Bericht erklärt auch warum: »Gemäß der Sunna der Muslime wäre die Strafe der Frau Auspeitschung und Steinigung gewesen, aber auf Bitten ihres Vaters und ihres Gatten (!) fallen Wir [d.h. das königliche Gericht] folgendes Urteil: Nach Zahlung einer Strafe von 110 Gulden ist sie aus dem Gefängnis zu entlassen.« (García-Arenal 1984: 108) Es folgt eine interessante Übersetzungsleistung. Aus der ausführlichen Urteilsbegründung geht nämlich hervor, dass es das christliche Gericht für klug erachtete, auch muslimische Grundsätze heranzuziehen. Ausdrücklich wird auf die vier (männlichen) Zeugen verwiesen, die für eine Anklage auf Ehebruch notwendig gewesen wären, die der Kläger aber nicht beizubringen vermochte. In der Tat eine höchst merkwürdige Gerichtsbarkeit. Wo ein muslimischer Kläger die Möglichkeit hat, das christliche Gericht anzurufen, das wiederum die Möglichkeit (die Verpflichtung?) hat, nach islamischem Recht zu urteilen. Nach islamischem Recht? Nun, die christliche Obrigkeit gibt vor, nach diesem Recht zu urteilen, so wie der muslimische Kläger vorgibt, nach dem islamischen Recht zu leben. Welche Ironie: beide, das Gesetz und die, für die es gilt, werken fleißig am eigenen Verschwinden. (Harvey 1990: 146f.) Wenn die überlieferten Fakten nicht täuschen, stand es den Muslimen Navarras frei, sich sozusagen nach Bedarf wahlweise unter muslimisches oder christliches Recht zu stellen; wobei sie dann natürlich das jeweils bequemere, weil mildere Recht gewählt haben dürften.

Wenn der christliche König sein eigener Richter der Grenze ist

Um zu erkennen, dass solche »Gleichheit vor dem Gesetz«, wie sie der Beispielfall suggeriert, perfekt ins intrigante Schema des iberischen Indirect Rule passt, muss man sich nur ansehen, wer hier »die Könige« sind, zwischen denen der Qadi steht. Das Beispiel aus Navarra lässt hier an Deutlichkeit nichts zu wünschen: Es sind die beiden Religionen, hier Christentum, dort Islam, welche gemäß der Logik des *Qadi bayna l-muluk* die Position der Könige einnehmen. Somit bleibt für die Position des »Richters« nur einer übrig – der König von Navarra. Der König als sein eigener Qadi sitzt sozusagen zwischen Papst und Sunna, er sitzt »dazwischen« – *bayna*. Dieses *bayna* zeigt auf die Intriganz des Systems. Sowohl das christliche Gericht, das die muslimische Ehebrecherin nur zu einer Geldstrafe verurteilt hat, als auch der muslimische Qadi, der sie zur Steinigung verdammt hätte, wenn er denn zum Zuge gekommen wäre – sie sind beide gleichwertige Aspekte des Königs, die Verlängerung seiner Macht in die Sphäre des Rechts.

Im mittelalterlichen Navarra und überall sonst auf der Iberischen Halbinsel ließ die weltliche Obrigkeit nicht den geringsten Zweifel daran, dass jede Behörde, gleichgültig ob islamisch oder christlich, nur so weit sakrosankt ist, als sie Behörde des Königs ist. »Kraft Unserer königlichen Autorität und eingedenk seines guten und löblichen Rufs, von dem Uns Kunde ward, machen Wir den Ali Serrano zum öffentlichen Notar Unserer Mudejaren-Gemeinde in Tudela sowie sämtlicher anderer Mudejaren-Gemeinden Unseres Königreichs [...]. Und Wir betrauen ihn fürderhin mit der Macht und der Autorität, alle Arten von Verträgen auszustellen und zu beglaubigen, seien es Verträge zwischen Mauren und Christen oder zwischen Mauren und Juden – gemäß der Sunna der Mauren. Und vom besagten Ali Serrano haben wir Uns den Eid schwören lassen auf das Buch, Koran genannt (*clamado l'alcoran*), in Übereinstimmung mit erwähnter Sunna – dass er nach Recht und Gesetz sein Notariatsamt erfüllen, Unsere Rechte achten und Unsere Geheimnisse wahren wird.«⁵ Die Sunna, das Gewohnheitsrecht des Islam fungiert hier als Aspekt der Autorität des christlichen Königs und ist genau unter dieser Bedingung – das heißt nur unter dieser Bedingung! – garantiert. Und ebenfalls unter dieser Bedingung »gilt« dann auch der Eid auf das fremde Buch, das somit auch für den christlichen König so etwas wie ein heiliges Buch wird. Wohlgemerkt: »So etwas wie«.

Auch die Katholischen Könige herrschten kraft ihres Königtums und nicht kraft ihres Katholisch-Seins. Nur war die von ihnen »verzweckte«, zum Mittel herunter transformierte christliche Religion von ihrer Position der Dienerin, des Untertans der Macht mittlerweile entbunden und aufgerückt in die Stellung eines Partners von beinahe gleich zu gleich. Je mehr es ihr gelang, die beiden anderen Religionen auszuschalten, ja zum Verschwinden zu bringen, desto weniger anfällig war sie für königliche Erpressungen. Weil der König von jetzt an nicht mehr *bayna*, nicht mehr »zwischen« irgendwelchen Religionen stand, war er auch nicht mehr über ihnen. Die Religion – der Katholizismus – aber musste nichts anderes tun als der »katholischen« Staatsmacht bei ihrer Zentralisierungsanstrengung und bei der Schaffung einer einheitlichen, »spanisch-katholischen« Nation zu helfen. Indem sie dies tat, hat die Kirche genau jenen Platz des unangreifbaren Dritten, des Schiedsrichters eingenommen, der bis dahin dem König vorbehalten war.

Neuzeitlicher Paradigmenwechsel und Eintritt ins Konfessionelle Zeitalter

Zeitgleich mit dem großen Einschnitt, den die Pest überall gebildet hat, war eine Bewegung erstarkt, deren Anfänge in den scholastischen Disputen der aufstrebenden universitären Intelligenz des christlichen Abendlandes liegen. Aber auch in der islamischen Hemisphäre ist diese Bewegung vertreten, am augenfälligsten durch Averroës, arabisch Ibn Rushd. Man könnte sie in Analogie zum Kriegshandwerk die »Enthegung« der Religion nennen, ihr Persönlichwerden. Religion verlässt die Sphäre des Herkommens und wird subjektiv, zu einer Sache des Individuums. Religion wird »Glaube«, nämlich »Gewissensreligion«. Was den Islam betrifft, so ist er vor allem in Spanien »individuiert« wie nirgendwo sonst. Von einem seiner großen Lehrer stammt der Ausspruch: »Ich habe mein Leben lang vergeblich versucht, einem einzigen Gott zu geben, was diesem zusteht – da soll mir dies bei dreien [nämlich: der

⁵ Königliches Dekret von 1391, zitiert nach García-Arenal 1984: 100f.

christlichen Trinität] besser gelingen?«⁶ Solche islamische beziehungsweise krypto-islamische »Gewissensethik« ist auch den Moriskanen, den im 16. Jahrhundert zwangsgetauften Nachkommen spanischer Muslime immer wieder nachgesagt worden. Und zwar aus berufenem Munde, nämlich von Seiten der Inquisition. (vgl. Dressendörfer 1971)

Je stärker ausgeprägt sich dieser Trend im Laufe des Spätmittelalters zeigt, desto problematischer wird er, desto deutlicher nämlich formieren sich auch seine inhärenten Widersprüche. Da sind einmal die innerreligiösen Ungereimtheiten. Die Stärke des Glaubenseifers nimmt nämlich mit der individuellen Verantwortung des Einzelnen eher zu als ab – damit einhergehend aber auch die Differenzierungen von Religion als solcher. Das zeigt sich nicht nur in der Fanatisierung des spanischen Katholizismus, der seine noch im Spätmittelalter zur Schau getragene eher »desinteressierte« Haltung – mit vergleichsweise hoher Toleranz dem Judentum und dem Islam gegenüber – zusehens verliert. Vergleichbares nimmt man auch ein Jahrhundert später innerhalb der Reformbewegungen wahr – man denke etwa an die eifernd-unduldsame Haltung eines Calvin dem Luthertum gegenüber. Das Widersprüchliche am Prinzip der Autonomie des Subjekts wird besonders deutlich in den beiden Extremformen von Gewissensethik – Areligiosität und Renegatentum (Wechsel der Religion). Der ungeheure politische Aufschwung des Islam in Kernzonen der Méditerranée – immerhin tritt das Osmanische Reich territorial gesehen das Gesamterbe Ostroms an – musste da wie ein zusätzlicher Katalysator wirken. So stellt sich die Zeit von etwa 1400 bis 1600 auch unter ideologischen Voraussetzungen als wahres Schlachtfeld dar. Aber den Zeitgeist wirklich verstehen kann man nur in Kenntnis und Berücksichtigung der mannigfachen realpolitischen Gegebenheiten in der Zeit, mit einem Wort: als faktenhistorisch-kulturhistorische Synopse.

Vom Ressentiment in der Politik: Eine Minderheit schaffen, um sie zu vertreiben

Beim großen Adam Smith findet sich eine interessante Fußnote zu den Religionskriegen, eine Beschreibung des Konfessionellen Zeitalters ex negativo. Über die zu seiner Zeit noch gar nicht so lang zurück liegende Epoche der Glaubenskriege hat der Nationalökonom aus Schottland keine Zweifel. Die sogenannt religiöse ist in Wahrheit eine politische Frage:

»Zeiten heftiger religiöser Streitigkeiten waren in der Regel auch Zeiten gleich heftiger politischer Parteiungen. In solchen Fällen erblickte jede politische Partei ihr Interesse darin, oder glaubte es darin zu ersehen, dass sie sich mit einer der streitenden religiösen Secten verbündete [...]. Welche derselben nun das Glück hatte, dass die siegende Partei sich ihr angeschlossen, theilte dann die Früchte des Sieges und war bald im Stande, ihre Gegner zu unterwerfen und zum Stillschweigen zu bringen. Diese Gegner waren in der Regel Verbündete der Feinde des Siegers und deshalb auch dessen Feinde. Waren dergestalt die Geistlichen jener besondern Secte Herren des Wahlplatzes geblieben, und hatten sie ihren Einfluss und ihr Ansehen bei der grossen Volksmasse auf das Höchste gebracht, so waren sie auch stark genug, den Häuptern und Führern ihrer politischen Partei Achtung zu gebieten und die bürgerliche Obrigkeit zu nöthigen, ihre religiösen Meinungen und Tendenzen zu ehren. Ihre erste Anforderung ging gewöhnlich dahin,

⁶ Der Religionsgelehrte, Kadi und Vertraute König Alfons des Weisen, Muhammad ibn Ahmad ar-Riquti, zitiert nach Guichard 1989: 160.

allen Gegnern Stillschweigen aufzuerlegen; ihre zweite, ihnen selbst eine unabhängige Versorgung zu verschaffen.« (Smith 1861: Bd.2, 309f.)

Das Fazit Adam Smith'scher Analyse kann sich sehen lassen. Angesichts der untergründigen Komplizenschaft von Religion und Politik ist der *Gesunde Menschenverstand* à la Ökonomie machtlos. Wie hätte denn, fragt Smith rhetorisch, die Sache ausgesehen, wenn nicht der *Homo politicus* sondern der *Homo oeconomicus* Oberster Richter über die Geschichte wäre? »Unstreitig würde es [...] eine grosse Menge verschiedener religiöser Secten gegeben haben; jede kleine Gemeinde hätte vielleicht eine eigene Secte gebildet, oder einige besondere Glaubenssätze für sich gehabt. Jeder Lehrer würde sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen haben, sich auf's Aeusserste anzustrengen und alle Geschicklichkeit aufzubieten, um die Zahl seiner Schüler zu erhalten und zu vermehren. Bei der gleichen Nothwendigkeit für Alle hätte indessen kein Einzelner oder keine Secte einen ganz hervorragenden Erfolg erreichen können [...]. Die Lehrer [...] würden genöthigt sein, die Glaubenssätze fast jeder andern Secte zu achten [...].« (Smith 1861: Bd.2, 310f.)

Erstaunlich, wie sehr der Adam Smith'sche *Gesunde Menschenverstand* à la Ökonomie dem intriganten Muster des Iberischen Modells eines Richters der Grenze, eines *Qadi bayna l-muluk* gleicht. Seine aufgeklärt-marktwirtschaftliche Utopie vom Wettstreit der Religionen scheint dem Machtkalkül, wie es den Vorgängern der Katholischen Könige geläufig war, strukturähnlich, wenn nicht sogar homolog. Wie es ist – und wie es hätte sein können. Was im 18. Jahrhundert, zu Zeiten Adam Smith', vor aller Augen offen zu Tage lag – die anscheinend eklatante Unfähigkeit Spaniens *in rebus oeconomicis* –, war sie den Völkern der Iberischen Halbinsel (wie viele Zeitgenossen des großen Schotten meinten) in die Wiege gelegt? Eigentlich nicht, wie der Mediävist dem Aufklärer angesichts der intriganten Klugheit des Iberischen Modells erwidern müsste.

Wenn man sich die naheliegende Frage stellt, was das am Anfang des 16. Jahrhunderts so begünstigte Spanien dazu getrieben hat, bis zum Ende des Jahrhunderts exakt all das »falsch« zu machen, was seine Gegner und künftigen Totengräber – die Holländer, die Engländer – »richtig« gemacht haben, gerät man in ein ziemliches Dilemma. Was hat die Katholischen Könige und ihre Erben aus dem Hause Habsburg dazu gebracht, ihr iberisches Erfolgsmodell eines *Indirect rule* zu Gunsten jener *Tabula rasa* aufzugeben, die in der Tat für sie, die Dynasten Spaniens, am Ende des Jahrhunderts eine »leere Tafel«, für so viele andere – notabene ihre schärfsten Konkurrenten und geschworenen Feinde – ein gedeckter Tisch sein würde? Die grausame historische Wirklichkeit, welche die oberste gerichtliche Instanz ist, die das Zeitalter kennt, zeigt am Beginn des 17. Jahrhunderts einen König – Philipp III. –, der sich das Projekt seines Vaters, die Züchtigung des Niederländischen Eigensinns, als gescheitert eingestehen und diese Schande mit einem Waffenstillstand besiegeln muss. Dieser wird – Zufall oder nicht – genau im Jahr seines eigenen »Projekts« geschlossen. Der eine Krieg gegen Untertanen ist zu Ende, da beginnt schon wieder ein neuer. 1609 ist das Jahr des spanischen Waffenstillstands mit den Niederländern. Und 1609 ist das Jahr der großen *expulsión*, bei der rund 300.000 Morisken, ehemalige Muslime, somit Untertanen der Spanischen Krone, nach monatelanger minutiöser Vorbereitung in einem großen, aus Sicht des *Homo oeconomicus* geradezu wahnwitzigen, weil volkswirtschaftlich ruinösen Staatsakt aus dem Land geworfen werden.

Cui bono? Wer hat den Nutzen davon, dass mehrere Hunderttausend der tüchtigsten Untertanen und besten Steuerzahler – bisweilen die einzigen weit und breit – dem König abhanden kommen? Und sie kommen ihm nicht nur einfach abhanden, sie nützen auch noch seinen Erzfeinden, den

Osmanen, denen sie ein hoch willkommener, weil hoch motivierter und bestens qualifizierter Stoßtrupp gegen die Christen sind. Dass der König überhaupt nichts hat von »seiner« Maßnahme, ist ein Topos, den schon die Zeitgenossen mitleidig oder maliziös belächelt haben. Dass es aber womöglich gar nicht *seine* Maßnahme war – *diesem* Verdacht ist interessanter Weise keiner der unzähligen Ideologen, Moralisten und Gelehrten, denen das Schicksal der vertriebenen Morisken zu tiefeschürfenden Untersuchungen oder seichten Pamphleten gerann, wirklich nachgegangen. Cui bono? Antwort: zum Nutzen derer natürlich, die ein rundes Jahrhundert lang an ihrem ganz persönlichen »Projekt« gefeilt haben – der Fabrikation einer Minderheit.

Wie diese Minderheit »fabriziert« wurde und vor allem, welchen Stellenwert in der Großen Politik dieses sinistre, zugleich aber so bezeichnende Ereignis hatte und hat, lässt sich am besten – wie oben angedeutet – synoptisch darstellen. Wie es keine Politik gibt, die nicht immer schon zugleich Innen- wie Außenpolitik wäre, so ist auch der Zeitgeist, die intellektuelle Präsenz unter dem Gesichtspunkt solcher Verschmelzung von Innen- mit Außenpolitik, National- mit Weltpolitik, Faktenhistorie und Ökonomie, Denkungsart und Wille zur Macht niemals unschuldig.

Das *Siglo de oro* Spaniens begann mit den Erfolgen des 16. Jahrhunderts – Einigung des Landes unter einer glänzenden Dynastie, Eroberung Neuer Welten, Ausweitung des Handels, Modernisierung von Staat und Verwaltung: in dieses Setting passten auch die neuen Untertanen. Die Leichtigkeit und Flexibilität, mit der sich besonders die spanisch-arabischen Eliten nach 1492 im Umfeld ihrer christlichen Standesgenossen integrieren, versippen und verschwägern, ist bemerkenswert. Man geht in den Staatsdienst und zum Militär – und nimmt dabei auch die weniger begüterten Religions- und Volksgenossen mit, die kampferprobten Granadiner Armbrustschützen etwa, die sich auf dem Tunis-Feldzug Karls V. bestens bewähren. Noch einmal scheint das Iberische Modell seine Tragfähigkeit beweisen zu sollen. Aber der Zeitgeist hat Anderes im Sinn. Ihm zufolge ist das Iberische Modell ein Auslaufmodell.

Die internationale Großwetterlage gab sich durchwachsen, am Horizont zogen Gewitterwolken auf, der iberisch-habsburgische Universalherrschaftsanspruch war von allen Seiten gefährdet. Das lieferte den Verfechtern eines religiös-rassisch gesäuberten Spanien zusätzlich wohlfeile Argumente: die Neuchristen als Fünfte Kolonne. Lasst uns die Schrauben anziehen, und wenn sie sich dagegen wehren, haben wir sie entlarvt. Das Dispositiv ist so simpel wie effizient. Es spiegelt sich in der Faktengeschichte, und wie perfekt sich diese mit der Fabrikation einer Minderheit verzahnt.

1492-1500: Nach der Eroberung von Granada, des letzten freien muslimischen Staates auf der Iberischen Halbinsel, wird eine Zeit lang »Business as usual« gemacht – in sogenannten *capitulaciones* werden den unter christlicher Herrschaft lebenden Muslimen (»Mauren«) begrenzte kulturelle Freiheiten im Rahmen einer politisch-religiösen Autonomie zugesichert. Aber schon ab 1500 gibt es in Granada die (Zwangs-)Konversion zum Christentum (durch den neuen Erzbischof und Inquisitor Cisneros) – die erste Stufe auf dem Weg zur Minderheit, die Stufe ihrer Naturalisierung. An Stelle der kulturell-religiösen Unterschiede wird die allgemeine Gültigkeit eines *Ley natural* propagiert. Das Naturrecht, also die Vorstellung einer Gleichheit aller, insoferne alle Kinder Gottes, das heißt Christen sind, hat mit Notwendigkeit die Konversion, d.h. Assimilation zur Folge. Jetzt nimmt die Sache Fahrt an: 1502 Zwangskonversion zum Christentum in Kastilien, 1520-1522 im Zuge des Aufstandes der Comuneros gegen Karl V. (in Spanien: Carlos I.) und die mit ihm verbündeten Adligen Aragons und Valencias Massentaufen gewaltsam zusammengetriebener Mudejaren. Den Vorwand fand

der Pöbel schnell, waren ja die großen Feudalherren von den Mudejaren, ihren Untertanen und Gefolgsleuten, im Kampf gegen die Aufständischen tatkräftig unterstützt worden. Dass die in den Jahren 1522-1525 durch den Pöbel organisierten und rechtlich durch nichts sanktionierten Zwangstaufen in Aragon und Valencia vom Souverän, Karl V. nachträglich sanktioniert wurden, ist eine Ironie der Geschichte und zeigt, wohin der Weg Dynastie und Land schlussendlich führen wird. 1526 ist die nächste Stufe erreicht. Mit dem Assimilationsedikt wird das Verbot des Gebrauchs der arabischen Sprache und des Tragens besonderer Kleidung, das Verbot der Benutzung öffentlicher Bäder – eine alte Forderung der christlichen Kleriker – offiziell. Die logische Folge ist eine verstärkte Inquisitionstätigkeit ab 1530.

Sieht man sich die Eckpunkte der internationalen Lage und der Weltpolitik an, ergibt sich ein Rhythmus, der mit dem Tempo der Innenpolitik – und mit den innenpolitischen Themen – korreliert. 1558 Tod Karls V., im selben Jahr besteigt Elisabeth I. von England den Thron (sie wird bis 1603 regieren). 1562, in der dritten Periode des Tridentinischen Konzils, wird der wachsende Einfluss der Jesuiten deutlich: die Gegenreformation nimmt Gestalt an. 1562-1598 toben in Frankreich die Hugenottenkriege, 1562 ist auch der Beginn der Gegenreformation in Österreich: in enger Zusammenarbeit der spanischen und der österreichischen Linie der Habsburger werden Jesuiten aus Spanien nach Österreich geholt, damit das beinahe zur Gänze protestantische Land wieder katholisch werde. In Spanien selbst wird 1566 das Assimilationsedikt von 1526 erneuert und rücksichtslos exekutiert – ein Ausdruck der verschärften internationalen Lage?

Denn das Jahr 1566 sieht erfolgreiche osmanische Vorstöße über Ungarn nach Westen, 1568 wird der Friedensvertrag von Adrianopel mit dem Osmanischen Reich unterzeichnet, den man durchaus auch so verstehen kann, dass sich die Habsburger für die aufständischen Niederlande den Rücken frei halten müssen. Der Freiheitskampf der Niederlande wird die nächsten acht Jahrzehnte Spanien und die Dynastie beschäftigen, er wird erst 1648 mit dem Westfälischen Frieden seinen Abschluss finden. Dem Freiheitskampf der Niederlande entspricht im Süden ein anderer Kampf. Die anhaltende Drangsalierung lässt die Minderheit rebellieren: der Moriskenaufstand in Granada (1568-1570) wird geradezu als »zweite Guerra de Granada« bezeichnet, er endet mit der Besiegung der Aufständischen und der Aufteilung der Bevölkerung Granadas auf ganz Kastilien.

Nun ist die zweite Stufe in der Fabrikation einer Minderheit erreicht, die Stufe der Bestialisierung. Wenn es keine »äußeren« Unterscheidungsmerkmale in Religion, Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuchen mehr gibt, wenn die Betroffenen nicht einmal mehr deutlich separiert wohnen und leben, muss es »innere« Kriterien des Andersseins geben – statt der Unterschiede *a posteriori*, an Stelle der Kultur, Unterschiede *a priori*: die Rasse. Es beginnt ein rassistisch-ökonomistischer Diskurs über den »Wert« und »Nutzen« der stigmatisierten Bevölkerung, »Zähmungs«- und Aufzuchtphantasien, Überwachungsmodelle und Vernichtungskalküle machen sich breit. Denn die Lage auf der Weltbühne hat sich keineswegs entspannt, auch wenn mit der Seeschlacht von Lepanto (1571), dem Sieg der mit Spanien verbündeten Venezianer, Genuesen und anderer über eine osmanische Flotte, mit der Bartholomäusnacht (1572), der sogenannten »Bluthochzeit«, sprich Ermordung von fünfzehntausend Hugenotten, die Katholische Partei schöne Erfolge erzielt zu haben scheint. 1573 beginnt Herzog Alba in den Niederlanden mit harter Hand durchzugreifen, doch ist 1573 auch das Jahr, in dem die Osmanen Zypern erobern.

1576 gründet Philipp II. die „Heilige Liga“ zur Vernichtung der Protestanten. 1581 erklären die Generalstaaten der Niederlande ihre Unabhängigkeit von Spanien, 1585 erklärt Elisabeth I. von England ihre unbedingte Absicht, die Niederlande militärisch und logistisch zu unterstützen, somit darf das Jahr 1585 als der Beginn der Internationalisierung des Religionskrieges bezeichnet werden, dessen »Globalisierung« sich denn auch durch Ausweitung der Kampfzone auf ganz Nordwesteuropa und den Atlantik zeigt: im Süden stehen Spanien und den Habsburgern die äußerst effizienten Korsarenrepubliken Tripolis, Algier und Rabat-Salé gegenüber, im Norden die nicht minder erfolgreichen Freibeuter Englands, Frankreichs und Hollands, im Mittelmeer und im Atlantik schließlich die Osmanen mit ihrer eigenen mächtigen Flotte. Überall scheint sich das Schicksal gegen das »Reich, in dem die Sonne niemals untergeht« verschworen zu haben: 1585 – Gründung der Kolonie Virginia durch Walter Raleigh, 1588 – Philipp II. versucht vergeblich eine Invasion Englands, der Versuch endet mit der Vernichtung der Spanischen Armada, und schon ein Jahr darauf erscheint das nächste Ungemach, Heinrich von Navarra, als Heinrich IV. König von Frankreich (1589-1610) wird sich als erbitterter – und noch dazu erfolgreicher – Gegner Spaniens erweisen.

Europa und die Welt sind nun definitiv ins Konfessionelle Zeitalter eingetreten, dessen Eckdaten deutlich sichtbar werden (1596 – Beginn der Gegenreformation in der Steiermark, 1597 – Beginn der Gegenreformation in Bayern), ein Konfessionelles Zeitalter, hinter dessen religiöser Fassade sich handfeste ökonomisch-politische Interessen verbergen, und deren Schauplätze auch Schauplätze einer Emanzipation ganz anderer Art sind: zugleich mit einer neuen Form europäischer Expansion erstarkt auch »die andere Seite«, die Seite der Anderen, der Nichteuropäer. Das beweisen die welthistorischen Eckdaten: diese bilden von 1556, dem Regierungsantritt des Mogulherrschers Akbar (der große Zeitgenosse Philipps II. lenkte Indiens Geschicke bis 1605), über 1602, dem Jahr, in dem von der Holländisch Ostindischen Compagnie die Kapkolonie gegründet wird, 1603, das die Ankunft der ersten Franzosen in Kanada sieht, 1604, als Schah Abbas I. von Persien Täbris, Kars und Eriwan erobert und die Osmanen zurückzudrängen vermag, über 1605, dem Jahr der sogenannten »Pulverschwörung« von Katholiken gegen das englische Parlament (sie wird aufgedeckt und die Bewegung zerschlagen) bis 1609 eine logisch erscheinende Serie, ist doch 1609 das Jahr des Offenbarungseides jener Utopie, von der Karl V. einst geträumt hatte, des Katholischen Universalreichs, der vom Naturrecht garantierten *Pax hispanica*. 1609 muss Spanien mit den Niederlanden einen 12-jährigen Waffenstillstand schließen: die Unwiderruflichkeit der Unabhängigkeit der Niederlande von Spanien wird allgemein sichtbar.

Was Spaniens Minoritätenpolitik betrifft, so tritt diese in ihr drittes und letztes Stadium: Ausmerzung durch Vertreibung. 1609 werden die »Morisken« (die man nun wieder »Mauren« nennt) aus Valencia ausgewiesen, 1610 aus Kastilien, 1614 aus Aragón. Ein Weg war logisch zu Ende gegangen, eine Bewegung, die mit der Vernaturrechtlichung kultureller Unterschiede – der Assimilation – begonnen und sich rasch dem Stadium der Bestialisierung genähert hatte, wobei die Sphäre des Rechts zugunsten der Sphäre der Rasse und des Blutes aufgegeben und vom Naturrecht die nackte »Natur« übrig geblieben war. »Sie sind alle eins,« hieß es nun von den Neuchristen, und man meinte damit, dass man endlich aufhören solle, nach besonderen Merkmalen zu suchen, um – wie die Heilige Inquisition das immer noch tat – die Schafe von den Böcken zu scheiden.

Die Fabrikation einer Minderheit war nicht das Werk der Mächtigen. Weder der König noch die adeligen Besitzer der großen Landgüter, weder der Papst noch der Hohe Klerus, ja nicht einmal die Heilige Inquisition hatten von der Moriskenvertreibung etwas zu gewinnen. *Quien tiene*

moro, tiene oro – maurische Untertanen sind so gut wie Gold, weiß schon das Sprichwort. Der König verlor seine besten Steuerzahler, die Latifundienbesitzer ihre produktivsten Bauern, die Städte ihre besten Handwerker – und die Kirche einen Teil ihrer Herde: immerhin handelte es sich bei den zu Eliminierenden um getaufte Christen, sie mochten unsichere Kantonisten sein, aber das waren andere auch, um die kümmerte sich die Inquisition. Es war der Medienzirkus, der den sinistren Hype erzeugte und die Instinkte des Pöbels bediente, nicht die Hohe Politik und schon gar nicht die Wirtschaft.

Wir sprechen von Intellektuellen. Das heißt – wir sind in Spanien – von Klerikern. Aber solchen, die von den Erfolgen ihres Souveräns nur die Krümel abbekamen. Von intellektuellen Modernisierungsverlierern. Oder von unzufriedenen Militärs, denen der Gegner abhanden kam. Nur wenige, nur die Großen des Reichs, die Granden und der Hohe Klerus (oder jene glücklichen, weil mit Missionsarbeit betrauten Ordensangehörigen, denen eine Neue Welt geboten wird) lukrieren die Gewinne einer frühmodernen expandierenden Staatsmacht. Die aber sind denn auch nicht wirkliche Feinde der jüdischen oder muslimischen Minorität. Man steht ihnen vielleicht nicht unbedingt nahe, aber selbst das trifft nicht immer zu, denn eines weiß man mit Sicherheit: als saturierter Profiteur des Status quo kann man von Änderungen des Herkommens und der traditionellen gesellschaftlichen Gemengelage nichts Gutes erwarten. Für die Granden, die Inhaber der *señorios*, gilt, sobald sie ihren Reconquistagewinn eingestreift haben, das Gleiche wie für den König: *divide et impera*, der Grundsatz des Indirect Rule.

Am Beispiel der ersten *expulsión*, der Ausweisung der Juden, 1492, stellt man vielleicht noch halbwegs mit Erfolg Ihre Majestäten die Katholischen Könige als Handelnde, als Herren der Lage dar. Doch selbst Joseph Pérez, der, wo immer es geht, die spanischen Regenten gegen sie selbst in Schutz nimmt, kann am Ende nur kopfschüttelnd sagen: »Die Katholischen Könige [...] erkannten [...], dass die Ausweisung der Juden in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht ein Verlustgeschäft war.« (Pérez 1989: 298) Aber dass sie dem Druck der Straße nachgegeben hätten? »Man zögert zu glauben, dass sich die Herrscher dadurch beeinflussen ließen. In anderen nicht weniger bedeutenden Bereichen haben sie nicht gezögert, ihren Willen durchzusetzen, ohne sich Gedanken um die Meinung ihrer Untertanen zu machen.« (Pérez 1989: 298) Ja, in anderen Bereichen. Was es zu sehen und anzuerkennen gilt: es gibt in jeder Öffentlichen Meinung ein, zwei *neuralgische Punkte*, Schaltstellen des Populismus, wenn man will. Die befinden sich dort, wo, mit Nietzsche zu sprechen, *das Ressentiment* sitzt. Wenn der soziale Stress nicht groß ist, schweigt das Ressentiment und alles sieht gemütlich aus. Ändert sich die soziale Großwetterlage, finden praktisch von einem Tag auf den anderen die *menudos*, die Kleinen, ihre Wortführer. Diese Sprecher, Fürsprecher der Kleinen sind wirklich *ihre* Sprecher, denn sie stammen aus ihrer Mitte: Kleriker und Prediger, deren Bildung und Intellektualität ausreicht, um sie die Gläserne Decke, die ihren gesellschaftlichen Aufstieg begrenzt, erkennen zu lassen und mehr noch: sie erkennen auch den einzig logischen Weg, das Unwahrscheinliche doch noch zu schaffen – durch gesellschaftliche Erpressung »der Großen«. *Dazu* bedarf es der Minoritäten. Also schafft sich die Öffentliche Meinung solche, die zugleich minoritär wie gesellschaftspolitisch »wichtig« – oder potenziell »bedrohlich« – sind: für die »Großen«!

Ihr Werkzeug ist dabei die Unordnung. Da die Herrschenden ihre Herrschaft auf die segmentierte, die geschichtete Gesellschaft aufgebaut haben, genügt es, eine einzige Schicht aus dem Gefüge herauszubrechen, um die Stabilität des Ganzen zu bedrohen. Und natürlich nimmt man sich nicht die kräftigste, sondern die prekärste Schicht vor. An der *expulsión* von 1492 – an deren Vorgeschichte – lässt sich das gut sehen. Die Logik der Prediger und Aufrührer, die Öffentliche Meinung ist von bewundernswerter Direktheit. Zuerst müssen alle Juden

konvertieren. So wird aus der ursprünglichen Minorität – relativ fest verankert im Herrschaftsgefüge und auf Grund ihrer traditionellen Loyalität so etwas wie die Reservearmee der Herrschenden – eine Minorität zweiter Ordnung, eine prekäre Minorität: den Konvertierten kann man immer *Falschheit* attestieren. Nicht dass die Könige davon überzeugt sein müssen – es genügt sie davon zu überzeugen, dass sie gut daran täten. »Die Elite – die Herrscher, die Aristokratie, der hohe Klerus – nahm die Konversionsbewegung wohlwollend auf, förderte sie sogar, doch die Masse stand ihr feindlich gegenüber.« (Pérez 1989: 269) So hat schon 1449 in Toledo »der Demagoge Pero Sarmiento [...] die Unzufriedenheit der kleinen Leute, die von Steuern erdrückt werden, [...] gegen die lokale Regierung, gegen Alvaro de Luna und seine jüdischen ›Verbündeten‹ und die *conversos* [gerichtet]. Er hat die Stadt mehrere Monate in der Hand und plündert systematisch die Häuser seiner Gegner«. (Pérez 1989: 270) Die »Demagogen«, wie der Historiker sie ein wenig zu bieder nennt – die Intellektuellen, wie wir sie, der brutalen Wahrheit die Ehre gebend, lieber nennen würden, wissen genau, wie leicht man den Königen drohen kann.

Die Moriskenfrage – ein Meisterstück »moderner« Intellektueller

Wir haben es bereits angedeutet. Die »Moriskenfrage« gehört zu den am meisten beschriebenen, am häufigsten kommentierten und – wie der Umkehrschluss allenfalls lauten darf – am wenigsten verstandenen Ereignissen der neueren Geschichte. Es ist ein Gebiet, in welchem von Bleda bis Lea, vom großen Kardinal Richelieu bis zum großen Anti-Christen (dies gemäß Eigendefinition) Nietzsche die pointiertesten Intellektuellen ihrer Zeit unverwischbare Spuren hinterlassen haben. Wir gehen einen Schritt weiter und stellen die Behauptung auf: sie taten das – konnten das tun –, weil es Intellektuelle waren, die schon den Gegenstand selbst für jene späteren Überlegungen geliefert haben – geliefert? Nein. Erschaffen. Der *Morisco* ist ein Konstrukt, eine Kreation frühmoderner Intriganz und Intelligenz.

Wer sich aus den Quellen und Zeitzeugnissen ein Bild machen, gewissermaßen selbst »vor Ort sein« möchte, wird dort, wo das Ereignis selbst schon immer im vermischten Stimmengewirr aus Original und Fälschung (man kann es auch milder sagen: dann ist es »Interpretation«) verschwunden zu sein scheint, erst einmal ein fast unentwirrbares Knäuel finden, bestehend aus sogenannten Quellen und deren Zitation. Er wird sich auf der Suche nach einem Objekt Namens *Morisco* („Kleiner Maure“) in einem veritablen Tohuwabohu frühneuzeitlicher Medienhysterie wiederfinden. Die einen sagen: »Denn in Spanien verfolgte man sie, und man ließ sie weder nach dem einen, noch nach dem anderen Gesetz leben, sodass sie weder gute Mauren noch gute Christen sein konnten.« Den anderen ist der *Morisco* jemand, »der gar kein Gesetz in seinem Herzen« trägt. Ein Kleriker wiederum meint: »Wer ein Kind taufen will, der taufe es, und wer das nicht will, der taufe es nicht. [Diejenigen, die ihre Kinder taufen und selber katholisch werden, soll man warnen,] dass man sie mit derselben Strenge und Härte behandeln werde, wenn sie sich vom katholischen Glauben abwenden, mit der man heutzutage gegen die Lutheraner vorgeht. [...] Die anderen aber, die ihre Kinder nicht taufen wollen, sollen ganz und gar als Feinde anerkannt werden [...], indem man ihnen [lediglich] das Naturrecht einräumt«. Schnell wird der Tonfall schärfer: der Staatsmann (in diesem Fall Graf Lerma höchstpersönlich) weiß genau, „was [in der Maurenfrage] angemessen ist: Entweder man erledigt sie ganz, oder man schenkt ihnen die Freiheit, so dass sie in Sicherheit [*assigurados*, also nicht nur ›in Sicherheit‹ sondern auch ›wohl verwahrt, gut gesichert?‹] leben.« Die Öffentliche Meinung überschlägt sich in guten

Ratschlägen: von Zucht- und Züchtigungsprojekten – »[Man teile sie in] Gruppen zu je zweihundert Personen ab sechzehn Jahren – wir nennen das eine ›Sippe‹; »[Personen, die sich nicht fügen,] soll man dazu zwingen, in Fabriken oder sonstigen Beschäftigungen als Tagelöhner zu dienen, wo sie ihren Abgabenanteil verdienen können oder ihre Freiheit an den König verlieren und seine Sklaven werden, auf dass man sie zur Arbeit auf den Galeeren oder in den Quecksilberminen oder zu sonstigen Diensten verdamme«; »Vor allem soll es so sein, dass für diese Leute keine andere Aufgabe zugelassen wird als der Ackerbau«; – bis zur schieren und simplen Ausrottung, zur physischen Vernichtung gehen die Expertisen: »Diese Leute kann man an die Küsten der *macallaos* und von Terranova schaffen, die sehr weitläufig sind und unbevölkert. Dort werden sie völlig aussterben, speziell wenn man die Männer, alte und junge, kastriert und ebenso die Frauen.«⁷

Soweit die Ausgangslage. Rasch wird dem Forschenden klar, dass ein »Ereignis« dieser Art nicht einfach mit dem klassischen Handwerkszeug des Historikers – Quellenanalyse, Sekundärinterpretation, Faktengeschichte bearbeitet werden kann. Die Moriskenvertreibung von 1609 ist tatsächlich ein Ereignis, das sich dem Betrachter, wenn er (bloß) auf den real-historischen Kern aus wäre, auf eine Beinahe-Nullität reduzierte. Denn eigentlich ist das Ereignis eine historiographische Monstrosität, deren Logik sich dem Normalbetrachter alias mit gesundem Menschenverstand versehenen Weltbürger entzieht. Etwa dreihunderttausend an und für sich friedfertige, um nicht zu sagen harmlose Menschen, wenn es hoch her geht gerade einmal fünf Prozent der Gesamtbevölkerung, werden unter unglaublichem Mediengetöse des Landes verwiesen; und dieses Ereignis wirkt weiter, das Getöse erzeugt ein Echo, welches bis heute nicht verstummt ist. Undurchsichtig und intrigant, wie er ist, fordert der Gegenstand ein Höchstmaß an Hermeneutik. Diskurs- und Strukturanalyse scheint somit das Gebot der Stunde, um dort, wo man vergeblich nach ökonomischer oder politischer Logik gesucht hat (denn um es kurz zu machen: eine solche Logik gibt es hier nicht), den *medialen* Charakter des Ereignisses zu erkennen. Es geht insofern um »Politik«, als es der Vertreibungsrhetorik – nein: den Vertreibungsrhetoren – blutiger Ernst ist mit ihren Vorschlägen; kommen dieselben doch aus der Kränkung, wie sie eine gesellschaftliche Schräglage mit sich bringt. Die den Mächtigen ihrer Zeit und dann in letzter Instanz dem König selbst ihre abstrusen und grausamen Vorschläge lautstark unterbreiten, übertönen damit nur ihre Angst vor dem gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen Abstieg oder das Wissen um die Vergeblichkeit ihres Ehrgeizes. Unsere Diskursanalyse bringt ihre Stimmen noch einmal zum Erklingen: schrill, verlogene, selbstbetrügerisch, wie sie sein mögen, gönnen wir ihnen eine »werktreue« Auferstehung.

Dabei stoßen wir wie von selbst auf die Problematik dieser (und jeglicher) Rezeption: indem wir dechiffrieren, setzen wir den alten *Medien-Hype* bloß mit anderen Mitteln fort. Niemals, so scheint es, kommen die Betroffenen selbst zu ihrem historischen Recht, stets bleiben sie Objekte, ja Opfer eines Spiels, worin sie die Steine sind, die auf dem Brett hin und her geschoben werden. In methodischer Hinsicht verdankt sich solche Ironie – nicht selten hart an Zynismus grenzend – somit dem Gegenstand selbst. Wobei der Gegenstand *gerade nicht* »die Vertreibung der Morisken« ist. Der Gegenstand, mit dem unsere Struktur- und Diskursanalyse rechnet und ringt, ist eine von Anfang an die Sache selbst komplett zudeckende, verbergende, verbergende und verfälschende *Interpretationsmaschinerie*, mit deren Hilfe weniger die Vertreibung der Morisken »gerechtfertigt« wurde, als vielmehr die »Morisken« als solche *konstruiert, ja erfunden* und sodann zum Gegenstand einer möglichen Vertreibung *gemacht* worden sind.

⁷ Zitate nach Kuffner 2010: 99, 134f., 145, 146, 148, 151

Wir haben eine Entwicklung nachgezeichnet: Entwicklung dessen, was, um es so zu sagen, nicht den wahren Inhalt jener hysterischen, grausamen, abstrusen und absurden Diskurse ausmacht, dafür aber formal die Bedingung der Möglichkeit darstellt, dass derartige Diskurse im 16. Jahrhundert geschichtsmächtig wurden (und dass sie solches unter vergleichbaren Voraussetzungen auch in anderen Epochen tun). Dabei geht es scheinbar nur um die Evolution des frühmodernen Fürstenstaates. An diesem Punkt – beispielsweise wo die Öffentliche Meinung Karl V. sofort in die mediale »Moriskenherstellungsmaschinerie« hinein reklamiert (durch die Zwangstaufe der Mudejaren Valencias, die der Monarch nachträglich gutheißen muss, obwohl er doch spürt, wie ihm diese Maßnahme eigentlich schadet, weil sie ihn als jemanden zeigt, dem das Gesetz des Handelns entglitten ist) – lässt sich wenigstens für Momente die intrigante Vermischung von Propaganda, verschleiertem Machtanspruch und einem nicht minder gut camouflierten faktisch-pragmatischen Atheismus inmitten einer religiös aufgeheizten Rhetorik erahnen. Auf Seiten der Propagandisten, wohl gemerkt – nicht auf Seiten des Monarchen.

Im Exil

Eigentlich würden es die Betroffenen verdienen, dass man sie nicht nur als Objekte einer Medialisierung im Dienst des camouflierten Willens zur Macht im Dunstkreis der viel zitierten Geschichte der Sieger stehen lässt. Mit anderen Worten, sie verdienen von Opfern, als die sie noch von den Wohlmeinendsten hingestellt wurden, in Subjekte der Geschichte zurückverwandelt zu werden. Das waren sie zweifellos, aller Bedrängnis zum Trotz. Mit dem erzwungenen Verlassen der spanischen Heimat verlieren sich ihre Spuren ja nicht. Wie den Nachkommen ihrer Schicksalsgenossen, der sephardischen Juden, denen im Jahr 1992 die späte Genugtuung zuteil wurde, dass sie der spanische Monarch Juan Carlos I. für die politischen Untaten der Katholischen Könige um Vergebung bat und ihnen die spanische Staatsbürgerschaft anbot, hätte er mit nicht weniger guten Gründen den Nachkommen aller Spanier muslimischen Glaubens Ähnliches offerieren können (was er freilich unterließ). Die Chroniken der Vertreibung von 1609–1614 hätten ihm handfeste Fakten zum Schicksal der ungeliebten Untertanen seiner Amtsvorgänger geliefert.

Aus den Aufzeichnungen der spanischen Bürokratie kennt man die Routen, auf denen das Werk der ethnischen Säuberung zu Ende gebracht worden ist. Die erste Welle – im Herbst und Winter 1609 – ging von Valencia über das Meer nach Oran in Nordafrika (damals in spanischem Besitz), wo man die Menschen so rasch wie möglich aus dem Gewahrsam des *presidio* (der spanischen Festung) auf muslimisches Gebiet abschob. Unnötig zu betonen, dass sie von ihren Glaubensgenossen nicht übermäßig enthusiastisch empfangen wurden – »they were robbed« heißt es lakonisch beim Arabisten (Harvey 2005: 315). Um nach Tetuan in Nordmarokko zu gelangen (seit der Zeit der Katholischen Könige ein bedeutender Sammelpunkt vertriebener Muslime), musste man unsicheres Stammesterrain durchqueren, wo im besten Fall deftige Schutzgelder zu entrichten waren. Besonders die zweite Vertreibungswelle im Winter 1609 scheint ein regelrechtes Fiasko gewesen zu sein: die von den Behörden bereitgestellten Schiffe reichten bei weitem nicht aus, private Schiffseigner verweigerten die riskante Überfahrt oder pressten den Passagieren enorme Summen ab, nur um sie bei erstbestener Gelegenheit an irgend einer einsamen Küste auszusetzen. Von Schiffsuntergängen mit hunderten Toten wird berichtet, aber auch von verzweifelten Initiativen der Betroffenen selbst, die sich des Kapitäns entledigten,

das Schiff übernehmen und eine Destination ihrer Wahl – nicht selten in der alten Heimat – ansteuerten (Harvey 2005: 316).

Viele Vertriebene taten alles, um *nicht* nach Nordafrika abgeschoben zu werden. Als Alternative bot sich Frankreich an, zumal in einem Edikt Heinrichs IV. (vom 22. Februar 1610) »Ihre Majestät, der König, die allerbesten Absichten gegen sie [die Morisken]« kund tat; er sei »gewillt, sie in seinem Reich willkommen zu heißen«. Die Einladung bezog sich sowohl auf jene, »die bereit sind, den Katholischen Glauben zu bekennen«, als auch auf alle anderen. Letzteren »wird freie Durchreise zu [des Königs] Häfen für den Levantehandel zugesichert, von wo sie zu den Barbaresken [nach Nordafrika] übersetzen können« (zitiert nach Harvey 2005: 318). Rund zehntausend Morisken (vor allem aus den nordspanischen Gebieten und aus Navarra) sollen vom Angebot des französischen Königs Gebrauch gemacht haben. (Harvey 2005: 319)

Schon Jahre vor der Verkündigung des Vertreibungsedikts, als sich die Unhaltbarkeit der Situation immer deutlicher abzeichnete, hatten Vertreter der malträtierten Minderheit Kontakte zum protestantischen Ausland gesucht. An diese Kontakte knüpfte 1611 ein gewisser Al-Hadjari an, der, nachdem er sich mit französischen Hugenotten verständigt hatte, von Le Havre nach Holland reiste und dort von Prinz Moritz von Nassau persönlich empfangen wurde. Weit reichende Pläne bezüglich einer Invasion Spaniens mit holländischer Beteiligung von Marokko aus kamen ebenso aufs Tapet wie die Frage einer allfälligen Aufnahme spanisch-muslimischer Emigranten. Über die weitere Entwicklung hüllt sich der Bericht allerdings in Schweigen.⁸ Mit mehr Erfolg scheint man protestantische Gebiete im Heiligen Römischen Reich anvisiert zu haben. Das suggeriert Harvey mit seinem interessanten Hinweis auf die Stelle in Cervantes' *Don Quixote*, wo sich ein kryptomuslimischer Rückwanderer (und früherer Nachbar Sancho Pansas), der Morisco Ricote ausgerechnet als deutscher Pilger ausgibt. (Harvey 2005: 354f.) Diese Anspielung korrespondiert perfekt mit Hoenerbachs Hinweis auf Berichte über Artisten aus Spanien, die sich mit der Darbietung von Moriskentänzen auf deutschen Jahrmärkten und Fürstenhöfen seit Kaiser Maximilians I. Zeiten einen gewissen Ruf erworben hatten. In einem von Hoenerbach entdeckten und edierten arabisch-deutschen Glossar aus dem 16. Jahrhundert (Hoenerbach 1965: 383f., Dok. Nr.56) werden wir auf berührende Weise davon unterrichtet, wie ein Weitgereister seine auswanderungswillige Moriskengemeinde ganz pragmatisch auf das ferne Deutschland vorbereitet. Dergleichen Indizien muss man ernst nehmen – immerhin hat die Heilige Inquisition stets ihr besonderes Augenmerk auf jene Neuchristen gerichtet, die sich im Ausland aufgehalten hatten, und der Hinweis auf die Verwerflichkeit protestantischer Ansichten ist ein wichtiger Punkt in den Vernehmungsprotokollen.⁹

Das Schicksal der Morisken als handelnder Subjekte der Geschichte bildete sozusagen die Folie, auf der sich der selbstverschuldete Schaden des spanischen Monarchen realpolitisch und vor allem ökonomisch spiegelte – als Nutzen der Konkurrenz. Mit Frankreichs »Willkommenskultur« wetteiferten nicht nur der Bey von Tunis, der die Emigranten als gewiefte Agrarspezialisten für seine Plantagen und *Cash Crop*-Kulturen gut gebrauchen konnte, oder der Sultan von

⁸ Al-Hadjari, *Kitab Nasir ad-din 'ala-l qawm al-kafirin*, zitiert nach Harvey 2005: 351f.

⁹ Einen solchen Fall beschreibt Kuffner: »Ein Morisco [...] gibt an, [...] zum Protestantismus konvertiert zu sein in der Überzeugung, dass dies der bessere christliche Glaube sei. Die muslimischen Praktiken oder Riten behielt er bei, sah deren Ausübung aber durchaus nicht im Widerspruch zum Singen von lutherischen Kirchenliedern. Von der Inquisition aufgegriffen wird er, als er – im Begriff sich nach Nordafrika einzuschiffen, um für die Osmanen gegen Spanien zu kämpfen – in der Öffentlichkeit das Lutherantum gegen Anschuldigungen verteidigt.« (Kuffner 2010: 98)

Konstantinopel, der sie in großer Zahl in entvölkerten Gebieten Anatoliens ansiedelte, sondern auch der Großherzog der Toskana. Sofort nach Bekanntwerden des ersten Vertreibungsdekrets Philipps III. erging von Ferdinand I. de' Medici eine Einladung an die in Marseille gestrandeten Morisken, sich am Ausbau des See- und Handelshafens Livorno zu beteiligen. Ferdinands Nachfolger Cosimo II. stellte durch spezielle Förderungen – Steuerbefreiungen und großzügig bereit gestellten Immobilien- und Grundbesitz – weitere *Incentives* zur Verfügung, sodass, wie schon vor ihnen die Sepharden, auch die Morisken – man spricht von etwa dreitausend Personen – eine blühende Gemeinde im Herzen Italiens aufbauen konnten.

Besonders erfolgreich – und geschichtsmächtig – scheinen aber jene Emigranten aus dem Südwesten Kastiliens gewesen zu sein, die dem Ausweisungsdekret zuvorgekommen waren und Europa unter Mitnahme ihres Vermögens (inklusive Waffen!) in Richtung marokkanischer Gegenküste verließen, wo sie die verschlafene Hafenstadt Rabat-Salé zur mächtigen Korsarenrepublik ausbauten. Hier wäre eine Frau aus Cartagena zu erwähnen, die, wenn auch nur indirekt – als Gattin eines höchst erfolgreichen Korsarenkapitäns und Großadmirals beziehungsweise Gouverneurs besagter Republik –, Geschichte schrieb. Mit Murad Ra'is (oder Murad Bey, wie sich der Holländer Jan Janszoon nach seinem Übertritt zum Islam nannte), hatte diese Emigrantin aus Südspanien vier Söhne, von denen zwei ins eben erst gegründete Neu-Amsterdam, das heutige New York, gingen. Von diesen steht Anthony Janszoon van Salee, genannt »der Türke«, seit geraumer Zeit im Focus der New Yorker Stadthistoriker, manche bezeichnen ihn als ersten Muslim auf amerikanischem Boden, anderen gilt er als Ahnherr des Ostküstenestablishments. (Greer 2009; Gomez 2005; Shorto 2004; Wilson 2003). Auf Anthonys vier Töchter, die er mit einem holländischen Schankmädchen hatte, gehen – um nur die spektakulärsten zu nennen – die anglo-amerikanischen Familienzweige der Vanderbilts, der Spencer-Churchills und der Bouviers (mit Präsidentengattin Jaqueline Kennedy-Onassis als berühmtester Nachfahrin) zurück.¹⁰

Von einigen heute in Nordafrika lebenden Moriskenfamilien ist verbürgt, dass sie als Schatz, von Generation zu Generation weiter gegeben, den Haustorschlüssel ihres verlorenen spanischen Domizils aufbewahren und hüten. Außerdem weiß die Historiographie zu berichten, dass viele Morisken dem Ausreisebefehl nicht Folge geleistet haben. Andere sind »heimlich zurückgekehrt, sodass sich am Ende wieder Tausende Morisken auf iberischem Boden aufhielten.« (Bennassar 1989: 533) Bemerkenswert ist auch der Morisco-stämmige Gouverneur Jamaikas (bis 1660), Don Cristobal Ysassi Arnaldo, der die Insel bis zuletzt gegen die Engländer verteidigte. (Cwik 2010: 77) Eine Anekdote aus dem Jahr 1625 unterstreicht den besonderen Charakter solcher Loyalität. Bürger der nordafrikanischen Stadt Tetuan, offenbar andalusischer Abstammung, sprachen beim englischen Agenten vor. Nach all den treuen Diensten, die sie dem Sultan von Marokko geleistet hätten, habe sich dieser als Tyrann entpuppt, und so wäre es für sie wohl am besten, in eine

¹⁰ Eine vollständigere Liste, wie sie von der vor allem jenseits des großen Teichs sehr aktiven »Anthony-van-Salee-Forschung« zur Verfügung gestellt wird, ergibt einen erstaunlich langen Auszug aus dem *Who is who* des Geldadels und der Aristokratie. Von William Henry Vanderbilt über Cornelius Vanderbilt Whitney zu John Vernou Bouvier III; von John H. Hammond über Prinzessin Lee Radziwill und Gloria Vanderbilt zu Consuelo Vanderbilt, Duchess of Marlborough; von Jamie Spencer-Churchill, Marquess of Blandford, über Lady Henrietta Spencer-Churchill zu John Spencer-Churchill, dem zehnten Herzog von Marlborough; von Lord Ivor Spencer-Churchill zu John Spencer-Churchill, dem elften Herzog von Marlborough; von George Spencer-Churchill, Earl of Sunderland, zu Christopher Denys Stormont Finch-Hatton, dem sechzehnten Earl of Winchilsea und zu Daniel James Hatfield Finch-Hatton, dem siebzehnten Earl of Winchilsea (und zwölften Earl of Nottingham); von Gräfin Gladys Vanderbilt Széchenyi (ungarische Linie) zu Gräfin Ferdinandine Széchenyi (österreichische Linie) – und so weiter und so fort – spannt sich der Bogen zwischen Hudson River, Themse und Donau.

Republik wie Holland oder Venedig auszuwandern. Dann nimmt das Gespräch eine interessante Wendung. »Mit Gottes Hilfe werden Mauren und Engländer gemeinsam Spanien zurückerobern [...]. Wir werden alle Brüder sein, und Gott wird denen beistehen, die seine Gebote befolgen.« Der Bericht endet mit einer Pointe. Lieber würden diese »Mauren« wieder unter einem christlichen Monarchen leben als hier im Exil, als bedauernswerte Flüchtlinge unter der Fuchtel eines Tyrannen. (Harvey 2005: 362) Blut ist dicker als Wasser, sagt man. Das gilt auch für die Morisken. Welch grausames Schicksal, dass ihre Heimat in Europa lag.

Glossar

- Mauren (moros)** – spanische Bezeichnung für alle Bewohner der Iberischen Halbinsel muslimischen Glaubens, insofern diese (noch) nicht unter christlicher Herrschaft leben
- Mudejaren (mudéjares)** – Bezeichnung jener Muslime, die bereits unter christlicher Herrschaft leben: sie haben einen Sonderstatus, der ihnen freie Religionsausübung und ein gewisses Maß an politisch-kultureller Autonomie zusichert; z.T. persönlich frei, aber verpflichtet, in separaten Stadtvierteln (sogenannten **morerías**) zu leben (die Mudejaren Kastiliens), z.T. im persönlichen Status mit den Hörigen des übrigen feudalen Europa vergleichbar (die Mudejaren Aragons und Valencias)
- Morisken (moriscos)** – jene (zwangs-)getauften Muslime Spaniens, die auch als **Neuchristen** bezeichnet werden (**cristianos nuevos**, im Gegensatz zu den **cristianos viejos**, den »immer schon« christlich gewesenen Spaniern)
- Kapitulationen (capitulaciones)** – (Friedens-)Verträge bzw. königliche Garantiefriede, in welchen den Muslimen bestimmter Gebiete (Orte, Städte, Gemeinden, Landstriche), sofern sie sich freiwillig unter die Botmäßigkeit des christlichen Königs gestellt bzw. sich kampflos ergeben haben, die oben unter dem Stichwort »Mudejaren« angeführten Privilegien bzw. Freiheiten gewährt werden; in manchen Fällen werden auch Einwohnern von Gebieten, die sich nicht kampflos ergaben, **capitulaciones** gewährt, um sie zum Bleiben an Ort und Stelle zu animieren (vor allem aus wirtschaftlichen Erwägungen)
- Reconquista** – wörtlich »Wiedereroberung«, »Rückeroberung«: Nachträgliche Interpretation einer vielhundertjährigen Zeit des teils friedlichen, teils kriegerischen Zusammenlebens (**convivencia**) von in verschiedenen Reichen auf der Iberischen Halbinsel organisierten Volksgruppen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit, so als ob es sich dabei um eine bewusste, einheitliche, zielgerichtete und lineare Aktion gehandelt hätte, eine politisch-religiöse Sendung
-

Literatur

- Aymard, Maurice (1989), Die Minderheiten, in: Fernand Braudel (Hg.), *Europa: Bausteine seiner Geschichte*, Frankfurt/M., S. 69–97.
- Bennassar, Bartolomé (1989), Disidentes y frustrados, in: Bartolomé Bennassar (Hg.), *Historia de los Españoles, 1: Siglos VI-XVII* (Histoire des Espagnols, 1: VIe – XVIIe siècle), Barcelona, S. 517–547.
- Castro, Américo (1990), *De la España que aún no conocía* (Kompilation verschiedener Aufsätze aus der Zeit von 1914-1967), Barcelona
- Cwik, Christian (2010), Atlantische Netzwerke. Neuchristen und Juden als Lançados und Tangomaos, in: Ulrike Schmieder/Hans-Heinrich Nolte (Hg.), *Atlantik. Sozial- und Kulturgeschichte in der Neuzeit*, Wien, S. 66–85.
- Dressendörfer, Peter (1971), *Islam unter der Inquisition. Die Morisco-Prozesse in Toledo 1575-1610*, Wiesbaden
- García-Arenal, Mercedes (1984), Los moros de Navarra en la Baja Edad Media, in: Mercedes García-Arenal/Béatrice Leroy, *Moros y Judíos en Navarra en la Baja Edad Media*, Madrid
- Gomez, Michael Angelo (2005), *Black crescent: the experience and legacy of African Muslims in the Americas*, Cambridge/New York/Madrid/Cape Town
- Greer, Bill (2009), *Sex and the City: The Early Years. A Bawdy Look at Dutch Manhattan*, New York
- Guichard, Pierre (1989), Los campesinos de al-Andalus (siglos XI-XIV), in: Bartolomé Bennassar (Hg.), *Historia de los Españoles, 1: Siglos VI-XVII* (Histoire des Espagnols, 1: VIe – XVIIe siècle), Barcelona, S. 132–165.
- Harvey, Leonard Patrick (1990), *Islamic Spain, 1250 to 1500*, Chicago/London
- Harvey, Leonard Patrick (2005), *Muslims in Spain, 1500 to 1614*, Chicago/London
- Hoenerbach, Wilhelm (1965), *Spanisch-Islamische Urkunden aus der Zeit der Nasriden und Moriscos*, Bonn
- Kuffner, Katharina (2005), »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben ...« Eine ethnische Säuberung am Beginn der Neuzeit, in: Gottfried Liedl/Katharina Kuffner, *Das Ende einer Epoche. Drei Studien zu Andalusien in der frühen Neuzeit*, Wien, S. 59–85.
- Kuffner, Katharina (2010), *Die letzten Mauren. Geschichte der Moriscos in vier Sätzen* (Mittelmeerstudien, Band 1), Wien/Berlin
- Lea, Henry Charles (1901), *The Moriscos of Spain: their conversion and expulsion*, London
- Pérez, Joseph (1989), *Ferdinand und Isabella. Spanien zur Zeit der Katholischen Könige*, München
- Shorto, Russell (2004), *New York – Insel in der Mitte der Welt. Wie die Stadt der Städte entstand*, Reinbek bei Hamburg
- Smith, Adam (1861), *Ueber die Quellen des Volkswohlstandes. Neu bearbeitet von Dr. C. W. Asher, correspondirendem Mitgliede der Commission centrale de Statistique du Royaume Belge, der statistischen Gesellschaften zu London und Frankfurt a. M. und der Société d'économie charitable zu Paris*, Stuttgart
- Wilson, Peter Lamborn (2003), *Pirate utopias: Moorish corsairs & European Renegades*, Brooklyn (New York)